

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 13 (1923)

**Heft:** 52

**Artikel:** Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen

**Autor:** Birnstiel, J.G.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-647131>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen.

(Aus meiner Studentenzeit.) Von J. G. Birnstiel.

### I.

Es gibt ein allbekanntes Studentensied, das mit den Worten anfängt:

„Und in Jena lebt sich's bene,  
Und in Jena lebt sich's gut.“

Von der Wahrheit dieses Wortes bin ich anno 1879 als akademischer Bürger der hier in Frage stehenden Universität aufs festste überzeugt gewesen. Das burgenumkränzte Jena, „an der Saale hellem Strand“, war eine kleine Stadt voll Wunder. Da waren ja noch seine uralten Tore, seine von hochgiebligen Häusern flankierten engen Gassen, seine Kirchen, sein Markt, seine mittelalterlichen Weinstuben, seine Luther-, Goethe-, Schiller- und Bismarckerinnerungen, seine vielen Studentenbuden, Professorenwohnungen, Lehrsäle usw. Vom Kranz der lieblichen, zwischen die Berge oder in die Ebene gestreuten Dörfer nicht zu reden.

Es muß damals einer kein ganz normaler Student gewesen sein, wenn er nicht fest geglaubt hat, der liebe Gott habe die Saale extra an Jena vorbeifließen lassen, damit die Herren Studenten auf ihren Fluten gondeln können. Und die Dörfer Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz, Kuniz, Zwäzen, Cospeda, und wie sie alle hießen, habe er rein nur darum aus dem Boden wachsen lassen, damit die Miesenjöhne dort draußen nach mehr oder weniger Kopfarbeit ihre Holzkännlein mit Weißbier füllen und leeren, ihr Tanzbein schwingen, oder gar mit scharf geschliffenen Klingen sich um nichts und wieder nichts in Gesichter und Haare fahren.

Wir drei Schweizer, die wir damals uns in Jena studierenshalber aufhielten, haben nun zwar den vorhin erwähnten Glauben der deutschen Studenten nicht in allen Teilen unterschrieben, also daß unsere rein germanischen Brüder das Lutherurteil von Marburg hätten wiederholen können: „Ihr Schweizer habt einen andern Geist!“ Wir haben manchem Brauche derer, die irgend einer Farbe verpflichtet waren, nicht gehuldigt. Zum mindesten haben wir kein Blut vergossen. Womit aber bei Leibe nicht gesagt sein soll, daß wir im Vergleich mit den anderen Tugendbolde gewesen seien oder hätten scheinen wollen.

Gott bewahre! Wir trieben's im großen und ganzen, wie alle es getrieben haben. Standen wir mit unseren zünftig ausschuhenden Filzhüten auch abseits von der Garde derer, die mit roten, weißen, grünen, blauen Mützen und Bändern paradierten, wir genossen, was zu genießen war, notabene nicht nur in Hörsälen zu den Füßen großer Lehrer, sondern auch auf Waldwegen, am Saalestrand und nicht am unliebsten in kühlen Pinten, wo zu selbiger Zeit noch da und dort ein Wirt vom alten Schlage nebst Bier und Wein auch wirklich Witz ausschenkte. Wir waren junge Menschen, und des alten Römers Wort: „Mensch bin ich; nichts was menschlich ist, das sei mir fremd,“ das fand bei uns ein williges Ohr.

Um Weihnachten und Jahreswende des benannten Jahres war ich der einzige Eidgenosse auf dem Platz. Meine Brüder hatte die Heimat mächtig angezogen. So schlenderte ich denn, stolz im Gedanken, hier der alleinige Vertreter

eines andern Kulturstaates zu sein, das einmal über Land, dann wieder durch die engen Gassen, und folgte, obwohl die Saale zugefroren war und Eiszapfen von den Dächern hingen, dem Wink des Paul Gerhardtschen Sommerliedes:

„Geh' aus, mein Herz, und suche Freud!“

Wer hätte nicht Freude suchen mögen, wo alle Hörsäle geschlossen waren, Dutzende von Studentenbuden leer standen, und wunderbare, selbst bis auf die verschneiten Straßen sich verzerrende Düfte von allerlei Gebäck und Gewürz auch dem Fremdling in die Nase stiegen und ihm sagten: „Du doch nicht so spröd! Komm herein und wärme dich am Ofen! Christtag steht vor der Tür! Was sag' ich Christtag? Nein, Christfest mit vier aufeinandersfolgenden nieder- und glodenreichen, freude- und friedevollen, eß- und trinkbaren Weihnachtstagen!“

O was sie mir trotz meiner Verschupftheit alles für Auge und Ohr, für Herz und Mund geboten haben, diese vier fetten, gesegneten, sächsischen Weihnachtstage! Ich will es nicht beschreiben. Aber vom letzten Tag der letzten Jahreswoche, nein, von einem Erlebnis der letzten Nacht muß ich erzählen.

Rund um den Marktplatz war beim Sinken des Jahres bewegtes Leben. Gesang und frohes Treiben in allen Schenken. Viel Licht und Liebe hinter hundert erleuchteten Fenstern bis hinauf zu den stillen Giebeln. Je näher die große Abschiedsstunde rückte, desto leerer und stiller wurde es in den Häusern. Auf dem Markt aber war, zum Trost auf alle Kälte, ein gewaltiges Summen, ein Gehen und Kommen, wie in einem Bienenkorbe. Verwundert und vergnüglich schaute Kurfürst Friedrich der Weise in seiner dicken Behäbigkeit vom steinernen Sockel auf das Studentenvolk und auf Jenas Bürger nieder, dieweil hoch auf dem Turm der Stadtkirche die Musikanten schon ihre Posaunen und Trompeten zum obligaten „Nun danket alle Gott“ in Bereitschaft hielten. In der Mitte des großen Platzes herrschte noch Dunkel und Stille, wie vor des allmächtigen Schöpfers erstem: „Es werde!“ Auch über dem Holzstoß, der inmitten des Platzes ragte, lag noch ein in tiefe Schatten gehülltes Schweigen.

Nun schlug die Glöde halb zwölf und das war das Zeichen, daß in Wälde etwas geschehen werde, was hier als Hauptnummer in das Programm der Silvesternacht gehörte.

Wie auf ein Kommando scharten sich um den Holzstoß Korpsstudenten, Burschenschaften und andere, denen auf gut- oder schlecht gepflegten Locken ein buntes Mützchen saß, und sangen Lieder, während schon die ersten Flämmlein an Reisig und Scheitern leckten. Je höher das immer frisch genährte Feuer stieg, desto toller wurde die Lustigkeit der Herren Studenten. Ein Lied um das andere stimmten sie an. Dann kam Musik dazu und die Töne fuhren dem Jungvolk in die Beine. Sie tanzten mit Fackeln in den Händen ums lodernde Feuer. Das farblose Volk der „Wilden“ und der „Bürger“, zu dem ich auch gehörte, war gleichsam die Mauer, in deren Geviert sich der bunte Reigen drehte.

Ich war einer der vorgeschobensten Steine in dieser Menschenmauer und fühlte mich wohl geborgen in der Um-



Eingeschneit. Nach einer Naturaufnahme von Jean Seibert.

hüllung eines warmen Mantels sowie im Besitz eines neuen, schwarzen Hutes, den eine Woche zuvor mir ein aus der Schweiz herübergeflogenes Christkind mit lieblichem Lächeln übergeben hatte.

Jetzt zeigt die Uhr auf Viertel vor Zwölf. Es kommt die heilige Pause vor dem mitternächtlichen Glöckenschlag. Hoch auf der Balustrade des Turmes stimmen die Trompeten das alte Danklied an. Schweigend hört's die Menge. Dann holt der Glöckhammer aus und schlägt dröhrend an den Ring der großen Glocke. Ein unterirdisch tiefes Brummen hallt langsam, feierlich, schwer in die kalte Winterluft über Fäisten, Giebel, Türmchen und Menschenköpfe hinweg, weit ins verschneite Land hinaus.

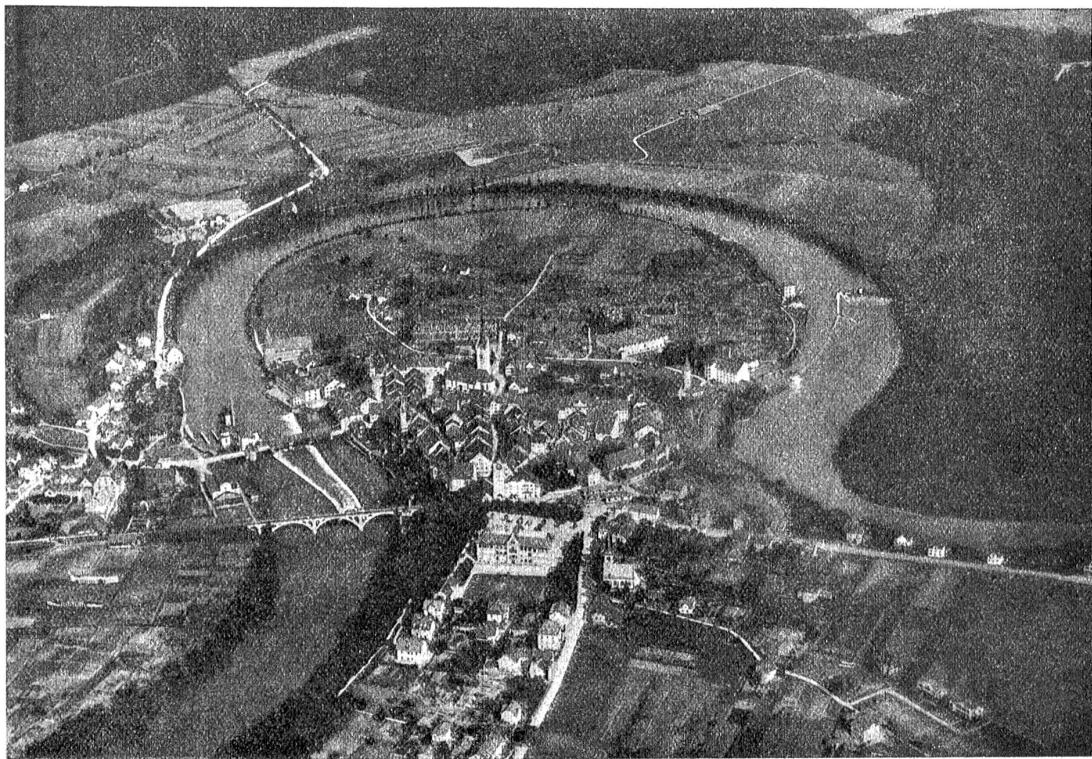
„Acht ... Neun ... Zehn ... Elf ... Zwölf!! Hurrah! Zwölfe! Heijah Neujahr! Prost, Prost Neujahr!!“ So tönt's wie ein Schrei aus tausend Kehlen. Musik fällt ein. Und nun kommt ein großes Erlebnis, ein Unerwartetes und Unerhörtes, das heute noch tief in mein Gedächtnis eingeschrieben ist.

Die Farbenstudenten huldigen einem alten Brauch. Sie reißen die Müzen, die Cereviskäppchen, die blauen, roten, grünen, weißen Stürmer, vom Haupt und opfern sie dem Feuer. Eine alte Sitte, über die zu lachen hier niemand schäflich findet. Und doch lacht dort drüber ein langer Philister. Es muß irgendein rüder, mit altjenaischen Bräuchen nicht vertrauter Fremdling sein. Weh' seinem mangelnden Ernst! Auf einmal packt eine Hand seinen steifen Hut und im Bogen fliegt dieser ins knisternde Feuer.

Darob kommt auch mich urplötzlich ein unbändiges Lachen an. Und das steigert sich noch, wie dem ersten bürgerlichen Hut zwei, drei, vier andere folgen. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Und in meinem Lachen muß auch ein gut Teil Schuld gewesen sein.

Wie ich so stehe und ohne Erbarmen ehrwürdige Bürgerhäupter unfreiwillig sich entblößen sehe, da kommt die Nemesis. Plötzlich ist mir, als trafe mein linkes Ohr ein ziemlich derber Schlag. Dann streicht ein Luftzug über mein Haupt hinweg. Ein schallendes Gelächter umbraust mich und im gleichen Momente fliegt in stolzem Bogen mein neuester Hut, der weiche prächtige Filz, der Stolz meiner Weihnachtsferientage, dem nimmersatten Feuer zu.

Als ich heimwärts zog und unterm Stadttor und draußen vor den Mauern, wo meine Behausung lag, ein bissender Wind mir das unbedeckte Haar zersauste und den Kopf gehörig kühlte, da kam mich ein so nüchternes Überlegen an, daß mir war, als gehe ein Großvaterlein an meiner Seite, zupfe mich am Ärmel und sage mir: „Nimm mir's nicht übel — du. Dein schöner Hut tut mir leid, aber wer sich freut, wenn fremde Hüte fliegen, der mache kein schiefes Maul, wenn's dem seinen auch nicht besser geht! Uebrigens, wer hat dir gesagt, daß du in Dingen, die du noch nicht kennst, die Nasen zuvorderst haben müßtest? Geh' jetzt in Gottes Namen und leg' dich ruhig schlafen. Und dann bedenke noch eines: Ist's nun einmal so, daß der Mensch von Zeit zu Zeit einen Merks Marx haben muß, auf daß er nicht zu üppig werde und den rechten Weg unter die



**Das Städtchen Bremgarten im Aargau.**

Im Vordergrund die neue Brücke der Straßenbahn Dietikon-Bremgarten. Dahinter macht sich die alte Neuibrücke eine Flussinsel dienstbar; auf ihr ging jahrhundertlang der große Landstraßenverkehr von der Westschweiz nach Zürich. Einzelne Wehrtürme sind geblieben und sichern dem Städtlein trotz Fabriken und Schulhaus und anderem neuzeitlichem Zuwachs das altertümliche Gepräge.

(Text von Prof. Flügiger. Flieger-Aufnahme von W. Mittelholzer. Druckstock aus „Die Schweiz aus der Vogelperspektive“, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach b. Zürich.)

Füße nehme, so ist's besser, er bekomme seine Ohrfeige gleich am ersten Männer und nicht erst hinten im Jahr, wenn's zu spät ist und er den verfahrenen Wagen nicht mehr wenden kann. Prost Neujahr — und Gott befohlen!"

So hat das vernünftige Bäterlein gepredigt. Aber Studenten fühlen sich über solch moralisches ABC erhaben. Und so hat mir halt die Vorsehung noch eine zweite Ohrfeige auf den nächsten Jahreswechsel gutgeschrieben.

## II.

Nach einem mit Freude, Arbeit und allerei Examensnot gefüllten Studienjahr war es abermals Neujahr geworden und ich ruhte im Toggenburg „bei Müttern“.

„Die Saale bei Jena,“ so sagte ich mir jetzt, „ist ein ganz schöner Fluß, aber die Thur mit allem, was dran liegt und sich drinnen spiegelt, dünkt mich noch viel schöner!“ An schneereichen Neujahrstagen hatte sie vor alten Zeiten für Leute, die in Wattwil, Lichtensteig oder noch weiter unten wohnten, einen ganz besonderen Reiz. Sie plauderte dann, noch redselig vom wein- und fladenreichen Silvester her, so recht gemütlich und erzählte denen, die auf der Wattwilerbrücke oder beim großen „Wuhr“ in Lichtensteig standen und talaufwärts schauten, daß man in Neßlau droben in der „Krone“ den Tanzsaal heize, daß man fiede und brate, Geigen und Hackbrett stimme und in den Stallungen und Remisen Raum für Rosse und Schlitten schaffe.

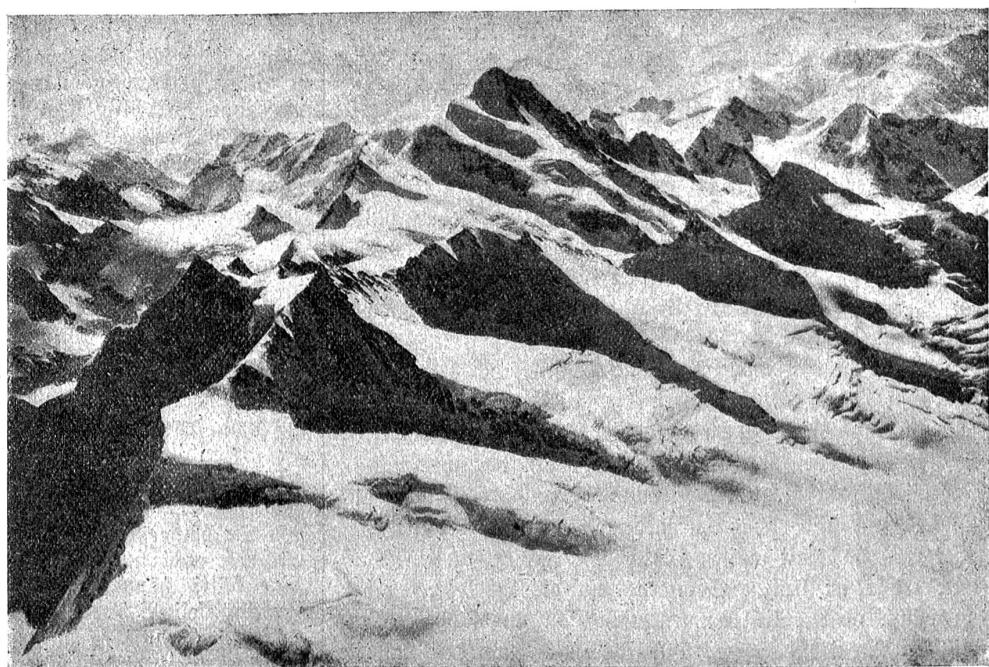
Auch am Neujahrstag, von dem ich hier erzähle, erwachte zwischen den Ruinen Iberg und Neutoggenburg in vielen Gemütern die Lust zum Schlittenfahren. Sehr stark regte sie sich auch in mir und meinem Bruder. Er hatte nicht lang vorher seine Rekrutenzzeit bei den Guilden abgedient und besaß einen hochbeinigen, jungen, aus Deutschlands Norden stammenden Gaul „Agathe“ oder „Agetli“, wie ihn des Nachbars Roßknecht nannte.

Das Tier hatte entschieden seine Tücken. Viele sprachen von einem Rappel. Wäre der Gaul ein Mensch gewesen, man hätte mit dem Zeigfinger nach der Stirn gedeutet und mit dem Kopf geschüttelt. Beim Reiten war sein Betragen leidlich, doch zum Ziehen am Wagen fühlte es sich nicht berufen. Einer hübschen Chaise bequeme es sich zur Not noch an, sofern es alleine an der Deichsel war und höflichst behandelt wurde. Spannte man es aber neben einen Kammeraden minderer Sorte und mutete ihm gar noch zu, an einem Lastwagen sich abzumühen, so trieb es schaurigen Ulk und verübte, eigensinnig und unvertraut, wie zwei- und vierbeinige Einspanner sind, die rüpelhaftesten Streiche, vor denen man sich landauf und -ab betreuzte.

Als nun die Neujahrsonne auch gar so lieblich schien und schon vor der Mittagszeit sich dampfend wann das Geröll eines aus dem Unterland kommenden Schlittens hören ließ, da erinnerten wir uns, daß der Herr Nachbar, bei dem unser Gaul in Arbeit und am Futter stand, unter seinen Behikeln einen Sackslitten hatte, auf dem dahinzusliegen uns als höchste Wonie erscheinen mußte. Vorerst waren freilich zwei Instanzen anzufragen. Der Vater hatte sein Plazet zur Fahrt und der Nachbar die Erlaubnis zum Gebrauch des windigen Fahrzeugs zu erteilen. Beide willigten ein. Der Vater erst nach schwersten Zweifeln und Bedenken.

Um ein Uhr war alles zur Fahrt bereit. Unter Tränen schaute uns unsere jüngere Schwester durchs Fenster nach. Fürs Leben gern wäre sie mitgekommen, weniger des Fahrrens als des Tanzens wegen. Aber was war da noch zu wollen, wo Vater und Mutter ihr Nein gesprochen hatten?

So weinte sie halt. Agathe aber drehte den Kopf nach dem Schlittchen, das hinter ihren hohen Beinen sich ausnahm wie ein Kinderwagen hinter einem Heufuder erster Größe. Fast hätt' ich mich verschworen, daß das Roß ob



Finsteraarhorn von NW.  
Aus 5000 Meter Höhe. Wiederholung des Pyramidenmotivs.

Aus den Karlesseli im Vordergrund strömen alle Eisströme zum Ewig-Schneefeld und zum Aletschgletscher am Konkordiaplatz zusammen. Der Aufbau dieser Hochgebirgslandschaft ist von seltener Schönheit. Alle die gleichgeformten Pyramidengipfel ordnen sich zum Kreis; aus seiner Mitte steigt in einem gewaltigen Aufschwung der Hauptgipfel in die leuchtende Lichtslut hinauf.

(Text von Prof. Flückiger. Fliegeraufnahme von W. Mittelholzer. Druckstock aus: „Die Schweiz aus der Vogelperspektive“, Eugen Rentsch-Verlag, Gelenbach b. Zürich.)

dem Abyblick des winzigen Dings ein Lachen verbeisse und auf gut preußisch zu sich selber sage: „Na — janz jut! Mir kanns recht sein! Aber paht mal uff, daß wir alle hübsch beisammen bleiben!“

So flogen wir denn flott dahin. Doch weil wir nicht rittlings sitzen konnten, sondern so, wie man auf Damensätteln reitet, und weil dem Schlitten die Rückenlehne fehlte, so galt es weislich zu balancieren und dem Gleichgewicht recht Sorg' zu tragen.

Mein Bruder war Rosselenker. Er saß hinter der kleinen Vorderwand des Schlittens, ich klammerte mich ans geschleifte hintere Ende, und zwischen uns gähnte ein leerer Raum, grad recht, um nötigen Falles einen dritten Mann noch einzulassen. Es fand sich aber keiner, der den Mut besäß, sich diesem Luftstuhl zu vertrauen. Die Möglichkeit wäre auch gar nicht dagewesen, denn nicht wir waren es, die das Tempo der Fahrt bestimmten, sondern das Agetli, das der Schnellzugsslokomotive glich, der es gefällt, die minderen Orte ganz zu ignorieren.

Das Agetli war stolz auf sein preußisches Blut und mißachtete unsere Toggenburger Dörfer. In Neßlau aber roch es den Haber und freute sich in monarchischer Gesinnung der winkenden „Krone“. Nicht wegen uns, aber weil es ihm selber so recht war, stand es plötzlich stockstill, schaute zurück und erlaubte uns einzukehren.

Unter Essen, Trinken, Tanzen, Plaudern und Rauchen eilten die Stunden, als ob auch sie mit Agathe im Schlitten führen. Raum gedacht, standen wir, zur Heimfahrt fertig, vor der „Krone“. Das Agetli scharrete das Pflaster, daß die Funken stoben. Dann stiegen wir auf. Zwei Knechte hielten das schwämmende Roß und probierten alle Künste, es rückwärts zwischen die Deichseln hineinzuschieben. Mein Bruder saß vorne, ich hinten. Den mittleren Platz nahm unter vergnügtem Schmunzeln ein Eingeladener, der dem gütigen Geschick, das sein Tanzbein ohne Anstrengung zu Tale bringen wollte, das Rauchopfer einer Zigarre zu bringen gedachte. Ich sage — einer Zigarre von ganz abnormer Größe!

Nun los! Die zwei Knechte gaben die Zügel frei, und als der Gaul sich frank und ledig fühlte, schoß er davon, als ob ihm sieben Teufel im Nacken säßen. Die Straße war kein Parkettboden und hatte nebst glatter Bahn auch viele Löcher. So hopste der Schlitten zuweilen hoch auf, als lägen ihm alle Walzer des Neßlauer Kronensaales in Leisten und in Rufen.

Uns wollte Hören und Sehen vergehen, und jeder von uns sah nur, wie er auf seinem Sitz sich halte. Mein Bruder hielt das Leitseil, als ob es da noch was zu leiten gäbe. Ich klammerte mich ans hintere Brett. Der Gast in der Mitte krallte in Ermangelung von Leine und Lehne sich fest in unseren Mänteln, dieweil seine Zigarre, von der Meerschaumspitze gehalten, ein Loch ums andere in Nacht und Nebel brannte und ganze Raketen von Funken versprühete.

Wieder einmal hüpfte der Schlitten empor. Es war bei einer scharfen Krümmung. Da verschwand unser Gast. Lautlos sank er dahin. Wir wußten nicht wie. Auf einmal gähnte die Lücke. Dann warf es meinen Bruder. Wohin? — Ja, wer Zeit gehabt hätte nachzusehen! Ein Häuflein Elend, klebte ich noch einzig am Rand und sah, ob ich mich freiwillig werfen oder aufs Geworfenwerden warten solle? Eine höhere Gewalt enthob mich allen Wählens.

Raum gedacht, überkugelte ich und lag in einem Graben. Als ich aufstand, war mir zumute wie einem, der geohrfeigt wurde und dem die Augen flimmern, daß er meint, er sehe das Feuer im Elsaz drunten.

Meine Genossen waren verschwunden. Der Schlitten auch. Eine Frau klopfte mir den Schnee vom Gewande und schrie mit Entsetzen: „Heiliger Herrgott im Himmel! Dies Roß ist vom Teufel! Den Boden berührt es nicht. Es fliegt. Und wie ein Läublein im Wind, so ist der Schlitten hinter ihm hergewirbelt!“

Wie meine Unglücksbrüder den Weg nach Hause gefunden, wie der Vater uns empfangen, und wie die Schwester, nun frei von Tränen, mit ihren Augen gelacht, das will ich hier nicht erzählen. Auch das nicht, daß der Gaul zwischen

Kappel und Wattwil, von einem braven Knechte aufgefangen und besänftigt, auch diesen samt zwei aufgeladenen Buben, beim Weiterfahren aus allen Neujahrshimmel ge- worfen und auf eigene Faust noch eine Renntour bis ins untere Toggenburg unternommen hat. So ist mir denn auch jene zweite Ohrfeige nicht erspart geblieben, die mir die Vorsehung vor Jahresfrist noch gutgeschrieben hatte.

Soll ich mich darob beklagen? Gott bewahre! Mich rent manche Ohrfeige, die ich gegeben habe, für die aber, die ich empfangen, ja auch noch als Mann empfangen, will ich füglich danken.

Mein Roß ist mir, bildlich gesprochen, noch öfter durchgebrannt. Auch den Schlitten hat mir's hie und da zer- schlagen, und zum lachen war die Sache nie. Doch griss ich jeweils an den Kopf und sah recht ernstlich über warum und wie, so ging mir dann und wann ein Lichtlein auf und es zog mir etwas durch den Sinn, das gelautet hat wie: „Es hat halt müssen sein!“ Die Feigen an den Bäu- men reissen im heißen Sommer, und die Ohrfeigen haben auch ihre Zeit. Sie kommen nicht von ungefähr und er- wischen am liebsten die Köpfe, denen es not tut, daß sie sich ducken lernen.

Nun ist's, seit ich das oben Erzählte erlebte, schon wieder vierzimal Neujahr geworden. Aber keine der vierzig Jahreswenden steht so frisch in meinem Angedenken, wie jede der beiden, die mir den Ernst des wechselnden Jahres sozusagen um die Ohren schlugen. Erlebtes geht tief und Er- littenes schlägt ein, und die Tage, da wir barhäuptig gin- gen oder im Schnee des Weges tappten, während die Freunde im klingelnden Schlitten an uns vorübersauste, waren die Geringsten nicht in unserem Leben. — Nur in unserem? O auch im Leben großer Menschen und mächtiger Völker, die irrten, bis sie in die tiefe Demut kamen!

## Chnüderlis Wiehnechtsbäumliti.

Von Hans Zulliger.

Der Chnüderli isch es chluses, verrunzelets Maundli gsi. Er het eigentlig Jakob Steinegger gheiße, weder sälz het fasch niemer gwüst i üsem Dorf, es het ihm alles nume su Übername gä.

A däm na hönntri me meine, er singi feiße gsi wie ne Mützer, ds Gunträri, er isch nume nes gäderigs Hächeli gsi u d'Hoegschlötter su-n-ihm um syner magere Scheichli ume gleutet, wie ds Aerbsgstüd um e Stichlig. Über unger em Chini isch ihm e zwopfüschtgroße Chropf vüre- ghantet, er het ds oberschate Hemmlischnöpfli dessitwäge nie hönnen ntue, un i troue, dä Chnüder a syn Hals heigi ihm der Übernamen ntrage, hingäge hönnitis nid bherte.

Aer isch vom Lemmital här cho, un es isch prichtet worde, er hönm vo ganz guetem Hus, nume heig nen e schlachte Hung vo Verwandten um nes Heimet bishissen u sider tüei er syr Läbtig nümme guet. Anger Lütt hei wölle wüsse, er sing vom ne Wybervolch für e Nar gha worde, u das hönn er nid verwärche.

Item, er isch bal hie, bal dert e Zytlang as Chnächt agtange, u wenn er der Quun het gha, de het er gwärhet wie ne Muni u d'Meischterlütt hätti mit z'chlage gha. We- der das isch nie grad lang eso gange. Us ds Mal het er der Wärchzüüg dännegheit, mängisch z'mitts im halbe Tag, isch ga der Lohn nzieh u het ihs Bündteli a Rüge ghäicht. De het er afa umenangere halaueren u suessen un isch nümm us der Stürni use ho, bis er e ke rote Rappe me im Sac gha het un ihm niemer me het wollen us e Chnebel gä.

Wenn er de ume nüechteren isch gsi un ame ne schöne Morgen im Mühlbachwald erwachet isch u gmerkt het, daß er alles vertrauchen u verhobuleetet het gha, de isch er ufgstange, het blinzlet u si gstrech.

„Chnüderli, so geit es mytüri nümm!“ het er de lutt mit sech sälber afa balge. Er het im Bruich gha, lutt z'däichen u mit sech usz'heissere wie mit eim, wo=n'er der gröscht Chriz hätti gha.

„Ja, du bisch mer no ne Löu, eso ga z'tue, daß es e ke Gattig un e ke Art het u de nid wyt vom Schalewärch verby muelch, sacker-sacker sacker! We der Gäldefedel nid gschnyder wär, weder dy Thärpissin u dy glismet Mage, i troue, du süffich, bis es di versprängti, Chalbs gnue wärschte scho! Eh, wie gha me si so la gheie...!“

De het er i Chuttebuei griffen un es Schnapsplätzgerli vüregno, der Duschel abgschrubt u no chln dranne gschmödt.

„Aaah!“ het er de gmacht u teuf der Ahte zoge, „Jänzene heschte vo Letscht hingeregschüttet am Steichen a, Jänzene! ... aaah!“

De het er ds Güterli a Bode gheit un ihm e Stups aä, daß es i hundert Schirbi verfahren isch. Liecht derna Eine hätti höhne meine, dä Chnüderli treichi syr Läbtig kes Tröpfeli Brönnts meh.

„Itze pfusst es angersch Bögeli, Chnüderli! — Nimm di zäme, pack d'Bei unger en Armt u lieg, daß den ame nen Ort Büch überhurnsch, was fürgi isch öppre glyn! Es fahrt a winterre, mi ha ja scho itze schier, d'Gleich nümme mache!“

De isch er z'dürache gstolet, u der Wärchluun isch umen ndre gti bvn ihm. Er het neumen albe no grad öppre gfunge, wo no dinget het un isch gäng ume vür cho.

Mit Purscht hei ne gärm gha, will er eso ne kürliche Röbel isch gti u gäng öppis zum Lache gwüst u mit is gspäxlet het. Un i wühti nid z'säge, daß er einsicht eim vo=n-is öppis hätti z'leid ta. Os Gägespil: einsicht im ne stränge Winter, wo=n'er het fölle ga holze, ebchunnt ihm Grundbachersch höhne Mejeli u grämet, es höm fascht gar nid dür d'Wächtere u sötti i d'Schuel, u der Schuelmeischter sing gar druffe, wenn eis z'späht höm. U was macht du der Chnüderli! Er het ihm der Wäg vortschalpet mit syne Holztrögle bis vor ds Schuelhus. U der Schueli het das gseh u du emel em Mejeli mit gseit.

U we der Chnüderli öppre het gfuehrwärhet, de isch in Bännen oder der Leiterwage gäng voll Purscht gti, nle het er sche wäg ghlepft, wie's anger Charer im Bruich hei. Du d'Roß hei ne grad kennt u ne gärm gha un ihm gsfolget, er het ne nid bruiche d'Geisle z'gä. Si Zyt, denn wo=n'er bin Zieglerköbel het Grien gfuehrt, isch er albe mit däm syne zweue Halbesle gfahre. Die syn ihm mängisch zmitts uf em Wäg blybe stah wie zwe Seck u hei ke Wank ta. Liecht eine derna wär luttetoube worden u hätti ne ghoue, daß me d'Stryme no na vierzähe Tage gseh hätt. Rid so der Chnüderli. Dä isch ab der Bännen ache zu synen Esle vire, het ne chln a de längen Ohren ume ghräbelet u ne gseit: „So, itze wei mer ume ne chln ga, hüh zäme!“

Der Zieglerköbel het einsicht erchennt, sövi Giduldt hätti är nid, u du het ihm du Chnüderli gseit, we d'Lütt Lüün heig, wie sötti se de d'Tier nid ha! Un emel bi ihm tät es alben ou nüt abtrage, we men ihm d'Geisle gäb und öp- pis wett dürestiere, wo=n-ihm nid im Gürbi sing.

E settigen isch der Chnüderli gsi, un em Sädelbode- mnagels Züse, en alti Lidigi, het einsicht zue-n-ihm ameint: „Que Chnüderli, we de nid mängisch so ne strube Bagant wärsch, mi hönntri di schier gärm ha!“

„Hälfmergott!“ het sie Abhabis überho, „de wott i lieber albeneinisch Lumpe, läss isch di chlyneri Straf, as di hürate mit dyr spizte Nase!“

Wenn es de um d'Wiehnecht ume isch gange, het der Chnüderli alben i d'Stadt müesse. Dert het er zwe Naselümpe, es paar Läbchuechen u Bäremuken un e schöni